



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Daiber, Albert: Im Lande des Kondors : Plaudereien aus Chile :
(Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

So wird die Dichtung zur Erlösung von Druck und Spannung für den Dichter selbst und für uns zur Offenbarung dessen, was in Duft und Dämmer in unsrer Seele schlummerte. Poesie ist Lebens- und Ewigkeitspiegelung zugleich, sie ist Welterklärung im Zauber der Sprache und im Lichte des tiefbewegten Gemüths.

Wer ihre Stimme nicht vernimmt,
Ist ein Barbar, er sei auch, wer er sei.



Im Lande des Kondors

Plandereien aus Chile von Albert Daiber

(Fortsetzung)



in schöner Zug im chilenischen Volksleben ist der große Familien-sinn der Leute. Zwar ist er übertrieben groß und unterstützt dadurch die Liederlichkeit, aber trotzdem besser so als gar nicht. Kein Chilene läßt einen andern ihm nahestehenden, einen Verwandten fallen, so lange er es nur irgendwie vermag. Mit Kind und Regel ziehn die Verwandten zu dem Familiengliede, das noch etwas besitzt. Da werden sie ohne Widerrede unterhalten, so lange noch etwas vorhanden ist, und ist alles ausgeplündert, so ziehn sie weiter zu einem andern. Dieser Sinn der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung tritt oft ganz besonders rührend bei den Armen hervor. Keiner weist den andern von der Tür, sei er ihm auch noch so fremd. Etwas zu essen findet der Hungrige überall; auch ein Nachtlager, wenn auch noch so primitiv, wird dem Bittenden gewährt. Oft genug allerdings wird diese weitgehende Gastfreundschaft ausgenutzt und übel vergolten. Aus dem Gaste wird oftmals der Wolf, der über seinen ahnungslosen Wirt herfällt. Eine große Vaterlandsliebe zeichnet das ganze Volk ohne Unterschied des Standes aus. Wie beschämend ist es für uns, offen eingestehn zu müssen, daß wir Deutschen hierin sowohl wie in der gegenseitigen Hilfeleistung und Unterstützung von den Chilenen nur lernen können. Ein militärischer Geist durchzieht die ganze Nation. Daß sie tapfer und todesmutig ist, hat sie mehr als einmal bewiesen. Schlimm bestellt aber ist es mit der allgemeinen Volksbildung. Wohl haben frühere Regierungen in dieser Beziehung viel geleistet. Lyceen und Volksschulen bestehn in den meisten größern Städten und werden auch vom Volke bis zu einem gewissen Grade fleißig besucht, obwohl es keinen Schulzwang gibt. Die Lehrkräfte, unter denen viele Ausländer sind, müssen als gut angesehen werden. Der Unterricht, auch der in den höchsten Lehranstalten des Landes, ist frei. Einzelne Schulen sind, was die Baueinrichtung anlangt, tadellos, die meisten der Volksschulhäuser sind jedoch höchst primitiv. Doch da sieht es ja auch im lieben Vaterlande noch hier und da recht dürftig aus. Trotz der reichen Gelegenheit zur Bildung aber ist in den Städten, sogar in den bessern Kreisen, noch eine gewaltige Unwissenheit, besonders auf dem Gebiete der Hygiene vorherrschend. Ich will hierüber

einen Chilenen selbst sprechen lassen, der sich im *Mercurio*, Domingo 31 de Mayo 1903, unter anderm folgendermaßen äußert:

„Der Gebrauch von Desinfektionsmitteln, so allgemein vertraut den Hauseigentümern anderer Länder, ist bei uns absolut unbekannt. Über die Mikroben existieren die verschiedensten Ansichten. Ein Herr in einer bedeutenden öffentlichen Stellung, der in den Ministerien Santiagos mehrmals jährlich verkehrt, drückte mir vor kurzem seine Zweifel aus: »Das Ding da von den Mikroben ist noch lange nicht erforscht, sagte er mir; einige behaupten, daß sie sie gesehen hätten, während ich, solange ich das Zeug nicht mit meinen eignen Augen sehen kann, nicht daran glaube.« Es liegt viel Bosse in diesem allem. (*Hay muy farsa en todo.*) Andre Leute, etwas weniger skeptisch als dieser erlauchte Politiker, glauben, daß die Mikroben eine Art Tierchen seien, etwa in der Größe zwischen Floh und Mücke. Sie fürchten den Stich (*picadura*) der Mikroben! Wenn man ihnen aber sagt, daß auf die Spitze einer Nadel Hunderte, ja Tausende von Mikroben fallen können, oder daß auf irgendeinem Punkte der Haut ihrer eignen Hand, in ihrem Speichel usw. Millionen dieser Wesen existieren können, so heißt das nichts andres, als sich dem Hohn und dem Spott der Leute aussetzen. Und doch wie notwendig wäre es, diese Dinge schon in der Schule zu lehren, zu lehren, daß es eine Hygiene gibt, die ebenso notwendig für das menschliche Leben ist wie Nahrung und Kleidung, wie die Beobachtung der Gesetze der Moral! Andernfalls stolpern sie immer wieder über die elementarsten Dinge zur Erhaltung der Gesundheit, die denn auch für die sogenannte gebildete Klasse ein unbegreifliches Mysterium bleiben. In der Cholerazeit vor ein paar Jahren machte eine Kommission von Herren Hausbesuche, um sich von der Beschaffenheit des Trinkwassers in den Häusern zu unterrichten. Sie kamen dabei auch in ein als äußerst anständig bekanntes Haus. Die Dame dieses Hauses beeilte sich zu versichern, daß bei ihr, was das Wasser anlange, alle Sorgfalt geübt werde. *Yo soy muy prolija en estas materias, dijo, y he puesto un filtro para que no pase sino agua pura.* (Ich bin in diesen Sachen sehr genau, sagte sie, und habe ein Filter angebracht, damit nur reines Wasser durchgehe.) Als sich die Prüfungskommission der Wasserleitung näherte, sahen die Herren zu ihrem Erstaunen, daß die ingenieure Dame unter den Hahn ein kleines Teesieb gehängt hatte, in der Meinung, durch diese Art der Filtration die Mikroben zurückhalten zu können!“

Aber so krasser Unwissenheit begegnen wir in Chile nicht nur in den gebildeten Salienzreisen — da kann sie noch entschuldigt werden —, anders aber ist es, wenn solche Unkenntnis auch in Fachreisen besteht, und geradezu gefährlich wird sie für das Gemeinwohl, wenn sich dazu noch die Leichtfertigkeit gesellt, der eitle Wunsch, seine Persönlichkeit in den Vordergrund des Tages zu stellen und bei dieser Gelegenheit nebenbei einige tausend Pesos dem Staatsbeutel abzuzapfen. Das liebe Geld ist ja bei allen Aktionen in Chile die Triebfeder. Das war z. B. im Jahre 1903 der Fall in Valparaiso. Da wurde plötzlich die Pest — *pestitis bubonica* — entdeckt. Einige verdächtige Fälle wurden einfach dafür angesprochen. Handel und Wandel wurden durch das Schreckgespenst einer Pestepidemie stark betroffen. Zur Bekämpfung dieser „Ge-

fahr“ verlangten die in Frage kommenden Fachleute vom Staate 30 000 Pesos. Um der Forderung Nachdruck und der Pestdiagnose eine gewisse Begründung zu geben, wurden im städtischen Laboratorium von einem Bakteriologen — früher war dieser Mozo (Bursche) in einer Apotheke gewesen — und einem Valparaisener Arzte die nötigen Untersuchungen ausgeführt. Der „Fachmann von Arzt“ gestand zwar selbst, daß er die Pestkrankheit überhaupt gar nicht kenne. Dies hinderte ihn aber nicht, einige Tage später, vereint mit dem „Bakteriologen“, im Mercurio einen „wissenschaftlichen Bericht“ über die angeblich in Valparaiso herrschende Pest zu veröffentlichen, einen Bericht, der aus medizinischen Büchern — Abschnitt Pest — fast wörtlich abgeschrieben war. Und das Tollste war, daß die Pest überhaupt nicht vorhanden war! Wenn eine so fürchterliche Krankheit wirklich in Valparaiso eingeschleppt worden wäre, so würde sie sich bei ihrem stark infektiösen Charakter, bei den für ihre Weiterverbreitung in den Ranchos der Stadt vorhandnen geradezu idealen Lebensbedingungen sicherlich nicht auf einen oder zwei Fälle beschränkt haben. Schon dieser einfache Gedanke, jedem Laien begreiflich, hätte die Fachleute doppelt vorsichtig machen sollen. Aber mit nichten! Ohne mein Zutun waren zwei deutsche Arzte beim Intendanten vorstellig geworden, damit ich als Bakteriologe von Fach, der schon in Australien Peststudien gemacht hatte, das bestimmende Urteil in der wichtigen Sache fällen und unter Umständen den Humbug entlarven möchte. Mein Name wurde ad notam genommen — das war alles. Inzwischen wurde mir von befreundeter Seite ein „Pestfall“ zur Untersuchung überwiesen, und diese bestätigte nur, was wir von vornherein vermutet hatten: keine Pest, dafür ein Fall von Septikämie. Das leichtlebige chilenische Volk aber amüsierte sich schließlich über die abwesende Pest, und sein Humor machte sich in gelungenen Couplets über diese Krankheit lustig. Die Komik trug auch diesmal wieder den Sieg über die Ignoranz davon.

Über weitere Illustrationen bedenklichsten Mangels an Kenntnissen in medizinischen Fachkreisen will ich mit Stillschweigen hinweggehn. Solche Dinge kommen leider mehr oder weniger überall vor und sollten uns Bescheidenheit lehren.

Ein besondrer Typus im chilenischen Volksleben der Städte sind die Zeitungsjungen, die die Tagesblätter in den Straßen verkaufen. Reizende kleine Kerlchen, oft kaum ein paar Fäuste hoch, aber flink wie die Wiesel, dazwischen ältere Burschen mit solchen Galgengesichtern, daß einem bei der Betrachtung dieser Physiognomien graut; allen gemeinsam aber die denkbar elendeste, zerrissenste Kleidung: das sind die Verwahrlostesten unter den verwahrlosten Kotos des Landes. Sie springen auf die Trams während deren Fahrt oder auf die Trittbretter der Eisenbahnwagen, belästigen die Passagiere mit dem lauten Ausrufen der Titel ihrer Blätter, sind frech, zudringlich, geraten auch manchmal unter die Räder der Wagen und werden überfahren, oder sie rennen die Straßen entlang, einer dem andern den dürstigen Verdienst abjagend. Diese armen Teufel liefern später ein großes Kontingent zu den gefährlichsten Verbrechern. Jedes Gefühl von Moral fehlt diesen vom Staate sträflich vernachlässigten Menschen. Die Laster des Spiels wie des Trunkes, des Diebstahls

Sonst würde es sich nicht so häufig ereignen, daß Geschäftsfirmen zu Schleuderpreisen von Kotos Waren kaufen, von denen sie ganz genau wissen, daß sie gestohlen worden sind. Als ich einem deutschen Landsmanne, der von einem Koto um das billigste Geld eine große Menge Tob kaufte, mein Erstaunen hierüber ausdrückte, erwiderte er mir lachend: „Soll ich mich vielleicht schädigen, indem ich einen andern das Geschäft machen lasse? Kaufe ich die Ware, deren Herkunft mir gleichgiltig ist, nicht, so kauft sie ein anderer und hat den Nutzen!“ Das scheint nun eben amerikanisch zu sein und erstreckt sich auf alle möglichen Artikel. Schmuck, Gold und Edelsteine so gut wie Hühner sind bei Gelegenheit „sehr billig“ zu haben. Sonderbare Verhältnisse!

Die ambulanten Verkäufer sind ebenfalls eine charakteristische Erscheinung im Straßenleben chilenischer Städte. Zu Fuß oder zu Pferde durchziehen sie die verschiedenen Quartiere. Jeder hat sein bestimmtes Revier, das er, so lange es ihm paßt, täglich besucht. Mit lautem Geschrei verkünden sie, an den Häusern vorüberziehend, was für Dinge sie feilbieten. Natürlich lassen sich die Krämer ihre Ware höher bezahlen, als man sie bei dem direkten Einkauf und dem obligaten Feilschen in den Läden der chilenischen Nahrungsmittelverkäufer erhalten würde. Andererseits aber entheben sie die Hausfrau der zeitraubenden Ausgänge, indem sie ihr erlauben, an der Haustür ihren Bedarf an Gemüse, Obst, Geflügel, Fischen und dergleichen einzuhandeln.

Da es wegen der mangelnden Einrichtung nur vereinzelt vorkommt, daß zuhause gewaschen wird — eine Arbeit, zu der sich auch ein chilenischer Diensthote wohl kaum verstehen würde —, so ist die Wäscherin, la lavandera, eine wichtige Persönlichkeit in der Lebensexistenz der Familien. Überall in den zahlreichen Ranchos der Stadt hausen die Lavanderas, und manche Frau des Volkes unterhält durch diese Beschäftigung, für die sie sich sehr gut bezahlen läßt, Mann und Kinder. Allerdings muß man in der Wahl seiner Wäscherin oder Waschanstalt recht vorsichtig sein; es kann sich sonst ereignen, daß der Kunde seine Wäsche niemals wieder sieht. Dagegen läßt sich nicht viel tun; denn bei so vielen Leuten desselben Namens, die alle derselben Beschäftigung obliegen, ist ein Auffinden des Wäschehamsters ziemlich aussichtslos. Mit der Wäsche selbst wird greulich umgegangen. Das schönste und beste, was man an Weißzeug aus Europa mitgebracht hat, ist in kurzer Zeit durch die chilenische Methode der Reinigung ruiniert. In den meisten Wäschereien wird die Wäsche in leeren Petroleumbehältern eingeweicht und Chlorkalk in verschwenderischem Maße hinzugefügt; dann läßt man sie einige Zeit stehn und reibt sie schließlich auf dem großen Stück einer Rindsrippe, spült sie durch ein zweites Wasser, hängt sie auf und trocknet sie. Von einem Auskochen der Wäsche ist keine Rede. Bei so barbarischer Behandlung müssen die Gewebefasern natürlich brüchig werden und reißen. Aber was liegt daran? Im chilenischen Leben ist alles auf raschen Verbrauch eingerichtet, und über zerrissene Wäsche hält sich höchstens noch der „Gringo“ auf.

Daß der Chilene ein geborner Reiter ist, ist bekannt. Der Quaso, der richtige Mann vom Lande, mit dem Poncho über den Schultern und den ungeheuern Sporen an den Füßen, bietet ein Bild zum Malen. Trotz der schlechtesten

Behandlung sind die chilenischen Pferde sehr ausdauernd und meist gut geritten. Sattel und Zaum sind eigentümlich. Das Gebiß besteht aus einer sehr starken Kandare und ermöglicht es dem Reiter, das Pferd seinem Willen bedingungslos zu unterwerfen. Die Stelle der Kinnkette vertritt ein eiserner Bügel; ein zweiter Bügel, ebenfalls von Eisen, umgibt die Unterlippe des Maules, einen starken Druck auf diese ausübend und dadurch die Wirkung der Kandare bedeutend unterstützend. Die Zügel sind von starkem Leder, oft noch mit Metallringen durchflochten. Der hohe Sattel wird auf verschiedene Decken, meist drei Felle, aufgelegt und dann gegürtet. Auch der Sattel selbst wird gewöhnlich mit Fellen belegt. Diese Art der Sattlung gewährt dem Huaso den großen Vorteil, gewissermaßen seine Lagerstätte überallhin mit sich führen und nach Bedarf ausschlagen zu können. Die ungehemmte Bewegung in der freien Luft behagt diesen Leuten am besten. Ihre übrige Lebensweise ist im großen und ganzen heute noch dieselbe, wie sie ältere Reisende schildern, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihnen der Hang zu Raub und Mord eher zu- als abgenommen hat. Wenigstens kann man in den Zeitungen oft genug von kühnen Überfällen durch Huasos, von Plünderung von Häusern und Geschäften in den Landstädten lesen, Ereignisse oft unglaublichster Art, die gar sehr an unsere schlimmsten Räuberromane aus vergangenen Zeiten erinnern.

Es würde mich hier zu weit führen, wollte ich in dieser Richtung ausführlicher werden. Nur erwähnen will ich noch, daß mir von ehrenwerten Deutschen versichert worden ist, sie hätten förmliche Belagerungen auf den Haciendas (Ländgütern) von Freunden mitgemacht, sie hätten den berittnen Banditen wirkliche Gefechte geliefert, seien mit ihnen um ihr Leben wett geritten; Kriegslisten zur gegenseitigen Täuschung seien auf beiden Seiten angewandt worden — Berichte, die ebenso spannend wie unheimlich waren. Interessant ist das Leben im Lande des Kondors, das ist wahr — aber schön? Nein!

Eigentümlich sind auch die chilenischen Landkarren, die durch Ochsen gezogen werden. Die Tiere, oft vier bis sechs paarweise hintereinander nach uralter Weise ins Joch gespannt, ziehen die hohen, zweirädrigen Holzkarren, deren Räder oft nur aus Holz bestehn. Der Lenker des Karrens geht zu Fuß nebenher und lenkt die Tiere mit einer sehr langen Stange. Auf diese Karren, die überall im Lande als Hauptbeförderungsmittel für alle möglichen Bodenprodukte gebraucht werden, kann außerordentlich viel geladen werden. Man kann sich aber auch vorstellen, mit welcher Langsamkeit sie sich bewegen. Immerhin passen sie gut als Staffage zu dem merkwürdigen Bilde chilenischen Landlebens, und es bietet einen interessanten Anblick, eine ganze Karawane solcher Behikel mit ihren Führern beieinander zu sehen, sei es auf dem Wege nach der Stadt oder in der Stadt selbst auf irgendeinem freien Plage.

Auffallend ist beim chilenischen Volke der Mangel des Liedes, des Gesanges überhaupt. Wohl lernt die Jugend in den städtischen Schulen singen; ich war überrascht, viele Lieder zu hören, die aus dem Deutschen ins Spanische übertragen worden waren und nun von den Kindern mit Benützung der deutschen Melodie gesungen wurden, wie: „Ich hatt einen Kameraden“ oder „Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand“ und viele andre mehr. Das deutsche

Volkslied hat sich in der chilenischen Schule das Bürgerrecht erworben. In den bessern Familien wird natürlich auch viel musiziert, und das Klavier spielt hierbei eine Hauptrolle. Aber wirklich musikalisch ist das Volk trotz seiner spanischen Abstammung nicht. Der Nationaltanz der Chilenen ist die Cueca, eine Art Tarantella, ein Liebestanz, von einem Paare ausgeführt. Alle Grazie der Bewegung, alle Leidenschaftlichkeit der Empfindung kann die Cueca zum Ausdruck bringen. Die Musikbegleitung dazu geschieht durch Guitarre oder Mandoline, rhythmisches Händeklatschen der Zuschauer, oft auch in Verbindung mit Tamburins und Kastagnetten. Wenn so ein Huaso mit seiner Angebeteten vor einem Rancho in der Campaña draußen an einem Sonntag Abend nach einer höchst eigentümlichen Musik die Cueca tanzt, bekommt man, verstärkt durch das völlig Fremde der ganzen Umgebung, von der sich abspielenden hübschen Szene einen unverwischbaren Eindruck. Es ist ein echtes Volksbild aus Chile, an das man sich auch in der Entfernung mit Vergnügen erinnert.

Zu den Gebräuchen des Landes, die aber auch jenseits der Cordillera, in Argentinien geübt werden, gehört neben dem Austreten des Weizens durch Pferde auch die Bändigung und die Zureitung der Füllen. Das Austreten des Weizens, das noch da geübt wird, wo das Dreschen durch Maschinen noch nicht bekannt ist, geschieht gewöhnlich durch Stuten. Die unbeschlagenen Tiere werden in eine große, runde, abschließbare Umzäunung, einen sogenannten Corral, getrieben, worin man vorher das geschnittne Getreide ausgebreitet hat. Dort werden sie mit großem Geschrei so lange herumgejagt, bis der Weizen durch die Hufe der wild dahingaloppierenden Pferde aus den Hülsen getreten ist. Das Einfangen und Zähmen der Füllen geschieht heute noch genau wie in alter Zeit. Es ist dies geradezu ein Kunststück, das nur der Eingeborne dank seiner staunenswerten Kraft und Geschicklichkeit fertigbringen kann. Ein oder auch mehrere Füllen werden in einen Corral getrieben. Der Huaso, dem man das Tier, das man gezähmt haben will, nur zu bezeichnen braucht, macht sofort Jagd darauf und treibt es im Kreise herum. Plötzlich faust der Lasso durch die Luft. Mit einer Sicherheit ohnegleichen hat er die beiden Vorderbeine des gehekten Tieres getroffen. Das Pferd stürzt augenblicklich zu Boden, vergebens bemüht, sich aus der Schlinge zu befreien. Nun beschreift der Huaso, den Lasso immer ausgespannt, einen Kreis um das Tier und fängt schließlich eines seiner Hinterbeine ein, das er nun dicht an die Vorderbeine heranzieht. Erst dann wird der Lasso geknüpft. Der Bändiger setzt sich dem Pferde auf den Nacken und befestigt einen Baum ohne Gebiß an die untere Kinnlade. Nun wird der Lasso gelockert, und dem Pferde, das sich vor Furcht kaum noch zu rühren wagt, werden einige Decken aufgeschnallt. Endlich wird es mit Schlägen auf die zitternden Beine gebracht, und der Lasso von den Füßen entfernt; der Mann schwingt sich auf, und das Tier, wild geworden durch die Wiedererlangung seiner Freiheit, faust mit seinem Reiter durch die inzwischen geöffnete Thür des Corrals hinaus ins Freie. „Und Roß und Reiter sieht man niemals wieder,“ ist man versucht, frei nach dem Dichterworte zu sagen, wenn man sieht, wie Roß und Reiter am Horizont in rasender Eile verschwinden. Aber in Chile geht es anders. Auf einmal kehrt der Huaso mit dem todmüden Pferde in den Corral

zurück. Es hat seinen Meister gefunden und wird vorläufig ruhig freigelassen. Aber erst nach mehreren weitem Versuchsschritten ist das Tier völlig zahm und erhält das oben beschriebene schwere eiserne Gebiß.

Die träge, südspanische Art macht sich namentlich auch in der Sprache des Chilenen geltend. Das chilenische Idiom ist, trotzdem es stolz als Castellano bezeichnet wird, ein möglichst schlechtes Spanisch. Nicht nur werden meist die Endsilben verschluckt — das kommt auch anderwärts vor —, das Auffallendste ist die Abneigung des Volkes, auch der bessern Stände, vor der Aussprache des „s.“ Wo dieser Buchstabe zum Verständnis des Wortes unumgänglich nötig ist, wird er ganz leicht mit der Zunge angedeutet, sonst überhaupt weggelassen. In zwei Tagen = en dos dias mas klingt einfach wie en do dia ma. Statt tantos vapores = so viele Schiffe sagt man bequem tanto vapor; der Begriff tanto schließt ja schon die Mehrzahl ein. Wer den ominösen Buchstaben richtig spricht, ist sicherlich ein Fremder, einer, der noch nicht lange in Chile lebt, und er wird infolge dieses Kennzeichens von den Kleinhändlern unfehlbar zu übervorteilen gesucht. Wie in allen rein romanischen Sprachen spielt.. im Spanischen Augmentative und Diminutive eine große Rolle; besonders die letzten sind in Chile häufig das Ergötzen des Fremden. Man bekommt beim Wechseln nicht un cinco, sondern un cincuito, ein Fünferchen, heraus; man kauft nicht manzanas oder naranjas, Äpfel oder Orangen, sondern manzanas oder naranjitas, mögen sie auch in diesem herrlichen Obstande noch so groß geworden sein. Ja aus chico = klein wird nicht nur chiquito = sehr klein, sondern gleich chiquitito mit doppelter Verkleinerungsendung gemacht, was nach unserm Sprachgebrauch überhaupt unübersetzbar ist. Aus nada = nichts bildet man nadita = ein Nichtschen; ja es gibt sogar Leute, die aus hasta luego = auf Wiedersehen (wörtlich „auf bald“) das unübersetzbare hasta luegoito formen, wenn sie hoffen, den sich Verabschiedenden in sehr kurzer Zeit wiedersehen zu sehen. Bei dem niedern Volke findet man auffallend viele Vornamen, die man auf altdeutschen, besonders gotischen Ursprung zurückführen muß, und die durch die spanischen Einwanderer nach dem fernen Südamerika gebracht worden sind. Namentlich sind es Frauennamen, die durch ihre tägliche Wiederkehr dem Deutschen auffallen müssen. Edelmira, Estelinda, Teodolinda, Clotilda, Griselda, Eduvijis, Eduvina, Ermelinda, Brunilda, Rosalinda, Rosenda mögen als Beispiele dienen. Komisch wirkt es, wenn durch Verwandlung des Schlußvokals a in o ohne alle Umstände aus dem Mädchennamen ein Knabenname gemacht wird, was namentlich bei Ermelinda und Rosalinda häufig vorkommt. Den schönen Vornamen des Volkes entsprechen seine Geschlechtsnamen nicht. So gibt es in Chile unzählige Familien namens Tapia = Lehmwand oder Cerda = Sau, Cordero = Hammel. Andre heißen Verdugo = Henker, Matas = du tötest, Concha = Muschel, Carvachal = Eichenwald, Cesped = Rasen, Fraja = Himbeerstrauch, Barra = Eisenstange, Espinoso = der Dornige, Granja = Scheune, Lobos = Wölfe usw. Ebenso komisch sind oft die Bezeichnungen, die man als Firmenschilder bei chilenischen Geschäften trifft, und die in gar keiner Beziehung zum Geschäfte selbst stehn. Da gibt es eine Revolutionärin, la Revoltosa; doch werden unter diesem grimmigen Titel friedlich

Hemden und Kragen verkauft. Am Nordpol, el Polo norte, kann man nicht bloß Rannen und Tassen, sondern auch Tee haben; la Befana, die Hexe, handelt mit Spitzen und Bändern. Der große Gedanke, el gran pensamiento, brütet darüber, wie er den Leuten am besten allerlei Schuhwerk aufhalten kann. In der Oase, el Oasis, trifft man neben Spitzen auch Kurzwaren. La Perezosa, die Faule, ist ein Materialwarengeschäft. Der Stolperer, el tropezon, handelt mit Eisen; im silbernen Täschchen, la Tacita de Plata, findet der Staunende Kurzwaren, und der neue heilige Martin, el nuevo San Martin, hält Zigarren feil, als ob der alte schon den Tabak gekannt hätte. Im Weltall, el Universo, kann man sich rasieren lassen. So könnte ich die Liste noch lange fortspinnen; die kleine Blumenlese aber möge genügen. Sie zeigt, wie im chilenischen Volkarakter neben großer Naivität das Bestreben liegt, nach außen hin möglichst viel aus sich zu machen oder doch wenigstens durch etwas auffallendes die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Hin und wieder kommt es in deutschen Familien vor, daß ein Teil der Kinder, d. h. die in Chile geboren sind, kraft chilenischer Gesetze als Bürger des Landes angesprochen werden, während andre, ihre Geschwister, die zufällig während eines vorübergehenden Aufenthalts in der alten Heimat das Licht der Welt erblickt haben, als Deutsche in den Matrikeln laufen. Die ersten können das deutsche Bürgerrecht nur auf Grund eines Vermerks wieder erwerben, der rechtzeitig, d. h. sofort nach ihrer Geburt, bei einem deutschen Konsulat angebracht werden muß. Aber dieser Rücktritt ins Deutschtum kommt einer regelrechten Auswanderung von einem Staatsverband in den andern gleich und ist für viele mit solchen Umständlichkeiten verknüpft, daß sie lieber das bleiben, wozu Geburt und Gesetz sie bestimmt haben. Immerhin betrachte ich diese chilenische Bestimmung als eine gewalttätige Einnischung in fremde Familienverhältnisse.

Das Deutschtum hat große Neigung zum Aufgehn in fremden Nationen, auch im Romanentum. Leider gibt es viele deutsche Familien, deren Kinder, also die erste Generation schon, sich nur noch mit Widerwillen der deutschen Sprache bedienen, die sie schlecht genug sprechen. In der dritten Generation schon ist alles mehr oder weniger chilenisiert. An ehrenwerten Ausnahmen von dieser Regel fehlt es gewiß nicht; was aber wollen diese Ausnahmefälle bei der Masse bedeuten? Wohl nicht viel! Mit einigem, wenn auch grimmem Troste hat es mich dagegen erfüllt, daß ich konstatieren konnte, daß auch die Engländer, die sonst ihr Nationale so zähe festhalten, demselben Prozeß der Auflösung unterliegen wie die Deutschen. Allerdings geht es bei ihnen langsamer als bei unsern so auffallend anpassungs- und anschniegungsfähigen Landsleuten. Ein Übel sind auch die Mischeheiraten. Sie entnationalisieren den Deutschen und seine Nachkommen am schnellsten, ganz abgesehen davon, daß solche Verbindungen selten zu glücklichem Familienleben führen. Die Kluft zwischen den schwarzhaarigen ehemaligen Stiefkindern der unnatürlichen Mutter Hispania und den blonden Söhnen Germaniens ist zu groß, als daß sie für beide Teile in befriedigender Weise überbrückt werden könnte.

Im Bewußtsein ihrer absoluten Macht zeigt sich in Chile die katholische Kirche, die über einen Erzbischof und drei Bischöfe verfügt, sehr tolerant gegen

Andersgläubige, toleranter jedenfalls als in Europa. Daß der katholische Priester beim Protestanten kauft, zu einem als Freimaurer bekannten Geschäftsmann geht, ist so natürlich, daß sich kein Mensch darüber aufhält. Auch die in manchen Ländern so widerliche Judenfrage existiert in Chile nicht. Bis heute ist Chile glücklicherweise im großen und ganzen von konfessionellem Haß und Rassenstreit verschont geblieben, wenn auch im Süden der Republik in früheren Jahren durch fremde Heißsporne, leider deutscher Herkunft, konfessionelle Unruhen hervorgerufen worden sind. Wenn sich auch die Kirche im chilenischen Volksleben, besonders bei der chilenischen Frau, eines großen Einflusses erfreut, und wenn sie sich auch hier und da in Chile, allerdings nur in bescheidener Weise, in den Dienst der Humanität und der Bildung stellt, kann ihr trotz alledem der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie sich, entgegen ihrer eigentlichen Aufgabe, zu sehr an der das ganze öffentliche Leben beherrschenden und zersetzenden Politik beteiligt. Sie arbeitet im Lande des Kondors an dessen allgemeinem Niedergange mit. Ob dies wohl anders wird? Ob Chiles Volk überhaupt wieder den Weg zurück zu gesunder Entwicklung findet, den es einst so erfolgreich beschritten hatte? Quien sabe!



Mein Freund Prospero

Von Henry Harland

(Fortsetzung)



ber Leben wir denn nur zu unsrer Unterhaltung auf dieser Erde? predigte Maria Dolores anmutig, während Johns Augen etwas mutwillig lachten, und er es hart empfand, daß er ihre rosenroten Lippen nicht mit seinen Küssen schließen und zum Schweigen bringen durfte. Sind wir nicht vielmehr dazu da, uns — wie der altväterische Ausdruck lautet — nützlich zu machen in der Welt? Übrigens werden Sie jetzt, wo Sie lieben, doch auch nicht wie ein Schwächling sitzen bleiben und erklären: Ich bin zu arm, heiraten zu können! und so auf Ihre Liebe verzichten — verzichten allerdings, wie Ihr Freund Winthorpe entsagt hat — nur aus unedeln statt aus edeln Beweggründen. Ganz sicher werden Sie sich fest und entschlossen ans Werk machen und Geld zu verdienen suchen, damit Sie Ihre Heirat ermöglichen können, andernfalls wäre Ihre Liebe eine sehr armselige Sache. Und dabei öffneten sich ihre entzückenden kleinen Hände, die sich — nach Johns Ansicht — wie weiße Lilien von dem blaßgrünen Stoffe ihres Kleides abhoben, ließen einen Augenblick die rosigen Handflächen sehen und falteten sich darauf wieder in ihrem Schoß.

Er lachte. Du bist köstlich, sagte er in Gedanken inbrünstig zu ihr, während er laut nur äußerte: Meine Liebe ist schon recht. Ich liebe so innig und heiß, wie ein sterblicher Mann nur lieben kann. Ich liebe sie leidenschaftlich, zärtlich — mit Verehrung und mit Verlangen, ich liebe sie mit Staunen, mit Seufzen und mit Lachen. Ich liebe sie mit allem, was ich bin und habe. Und für das eine stehe ich in Winthorpes Schuld, er hat mir unwissentlich die Augen geöffnet über meinen eignen Zustand. Aber Geld verdienen? Ich habe eine Ahnung, daß das mit Schwierigkeiten verknüpft wäre. Was könnte ich denn tun?